[s.n.]

Autor(en): **Stauber, Jules**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **106 (1980)**

Heft 45

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

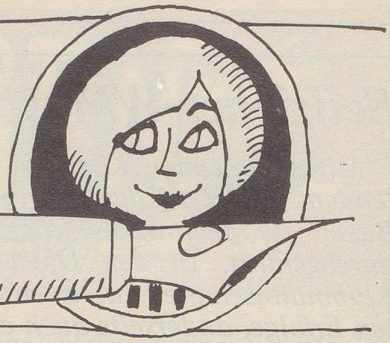
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Seite der Frau



Keimfrei

Eigentlich wollte ich einen Artikel schreiben. An jenem Samstagnachmittag. Doch frau gelangt zu nichts effizient-produktiv-konstruktiv-speditiv Intellektuellem. Frau ist dazu verdammt, einen Haushalt zu schütteln, anstatt Sätze aus dem Aermel, über gewichste Schwellen zu segeln, anstatt geistige Höhenflüge zu buchen. Das heisst: gebucht hatte ich die Wolkenkuckucksheimreise (bei Hermes & Kobold). Nur endete sie gleich nach dem verheissungsvollen Start mit einer Aschenbecherbruchlandung. Beim hurtigen Pultaufräumen hatte ich den Elefanten im Porzellanladen gemimt, und so, wie ich ob des Filtersammelbecken-Falls mit den Zähnen knirschte, knirschten nun Splitter unter meinen Pantinen. Da hielt ich die Zeit für gekommen, der Nachbarin den Staubsauger zu entreissen, um meine schlaffen Armmuskeln zum Zug am Kunststoffschlauch zu bewegen.

Derart trutzig-tapfer, wie es sich liest, ging ich allerdings nicht ans Werk. Zwischen der Erkenntnis putzteuflischer Zwänge und dem freudlosen Reinigungsentschluss verstrichen anderthalb kostbare Motivationsstunden, in denen ich wegen meiner unschweizerischen Laisser-faire-Neigung beinahe verzweifelte. Endlich schalt ich mich eine Spinatwachtel, packte das fauchende Elektromonster, stiess die Gleitbürste unter Kisten und Kasten, legte mich bäuchlings neben mein Bett, fischte im trüben nach Daunenfedern, tauchte kopfüber in den Schirmständer, verhedderte mich in Gardinenfalten, führte das Wendrohr über Bilder, Bücher, Stühle, Bank, Kissen, Nippsachen, rettete mein rappenklirrendes Glücksschwein mit knapper Not und beträchtlichem Kraftaufwand vor dem Untergang im alles verschlingenden Rüsselapparat, sog mir Schweiss auf die Stirn und Schwielen an die Hände.

Nach dreiundvierzig Minuten härtesten Körpereinsatzes zog ich Bilanz: Gewissen rein, Zimmer blank, Finger schmutzig, Kniescheiben befleckt, Nasenspitze – im Staubsack, auf der Suche nach einem ehedem über der Papierkorbkante drapierten Pullovertuch. Aus dichten Wolken, die mir naturgesetzmässig zu Füssen sanken, zog ich die Seidenkreation ans Küchenzwielicht. Der Anblick, der sich mir bot, war alles andere als kunterbunt: Grau in grau präsentierte sich der modische Tand, so dass ich flugs Waschessenz ins Lavabo goss und veredelnde Zusätze hinterherschüttete.

Mit dem Abschaum zerrann der Tag. Als ich meine Präzisionsuhr zu Rate zog, rückte der Zeiger auf abendliche Ziffergefilde vor.

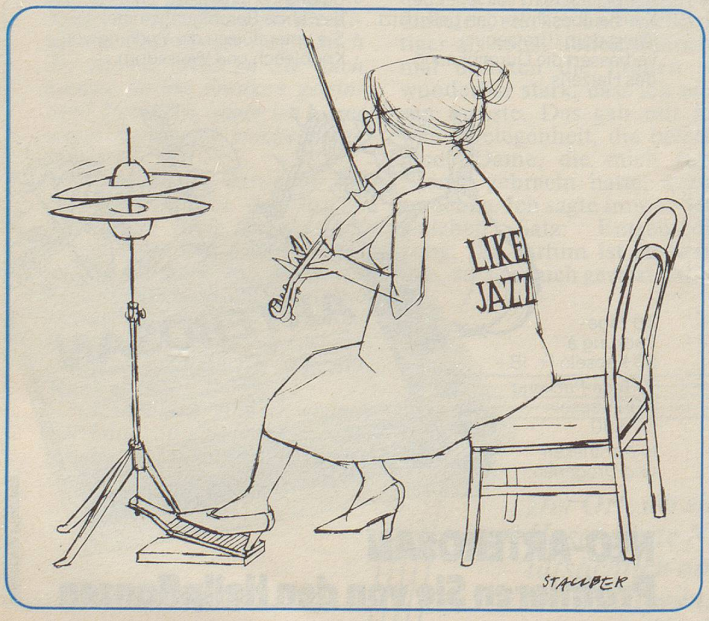
Ich setzte mich in eine Ecke, beklagte den Leerlauf der Welt, wollte mich mit gezieltem Nichtstun, beziehungsweise mit gelassener Zeitungslektüre am grausamen Schicksal rächen – und fuhr bald aus dem bequemen Sessel empor: Mein nimmermüdes Unterbewusstsein hatte einen aufregenden Titel ins umflorte Ilse-Auge gefasst: «Saugen ist ungesund!» Ich las, und las, und las – und jubelte, und schrie, denn für die Botschaft, die ich wohl sah, fehlte mir der Glaube keinen Lidschlag lang. Ein Professor behauptete, stetes Staubaufwirbeln entlocke den Teppichen Pilze, die sonst friedlich in ihnen keimten, die Schädlinge flögen hernach munter durch die Wohngegend, kurz: Putzen könne Unheil bringen.

Das liess ich mir nicht zweimal wissenschaftlich begründen. Sogleich erhob ich die Kernsätze zur Doktrin. Ich fühlte mich stark, ja kampfbereit: gegen den hausfraulichen Fimmel, für die dichterische Freiheit. Am Sonntag würde ich sie mir nehmen.

Ilse

Schwimmen

«Ich schwimme sozusagen täglich», antworte ich jeweils kleinlaut, wenn man mich streng nach meinem Verbleib fragt. Ich bin nämlich frühmorgens, wenn ganz Emsige mir schon telefonieren wollen, bereits im Wasser, oder dann am Abend. Es ist eine Gewohnheit wie für andere Yoga oder Birchermüesli und wird mir zweifellos im Alter Gliederreissen erster Klasse einbringen. So weissagen jedenfalls die Vorsichtigen, und ich werde ihrer dereinst mit vorzüglicher Hochachtung gedenken. Vorerst lege ich als Tribut nur eine ständig verwüstete Frisur auf dem Altar genossener Wasserfreuden nieder.



Zum Schwimmen gekommen bin ich wegen der Kraniche des Ibikus, jenes langen Gedichts, das wir seinerzeit in der Schule auswendig lernen mussten. Nachdem mich diese vielhundertfüssigen Jamben velofahrend, sitzend und liegend geflohen hatten, flogen sie mir eines Tages lükkenlos zu, als ich die Aare hinunterplanschte. Seither gehe ich, um eine geistige Hürde zu nehmen, mit Vorliebe ins Wasser, an dessen Ufern mich ein nettes Geschick immer wieder ankern liess. Jeden sportlichen Ehrgeiz habe ich längst verloren; während mein Körper tiefbeatmet damit beschäftigt ist, die Fluten zu teilen, sammle ich meine Gedanken. Oft beschaue ich mir die Widerhaken, die einem das liebe Leben in die zartesten Weichteile treibt, immer wieder und immer neu. Den Kopf ins grüne Wasser gebettet, schreite ich die inneren Kulturen ab und rüttle an den Schmarotzern meiner Substanz. Einige halten sich zäh wie treues Unkraut; doch wir kennen uns nun wenigstens gegenseitig. Andere lösen sich wie von selbst, und ich sehe sie jeweils – lachend und schluckend – auf Grund sinken.

Es gibt aber auch Tage, an denen ich keine Zeit habe, Wunden zu lecken, weil es irgendwo vordergründig brennt, ja brennt. Wo anders als im Wasser könnte ich kaltblütig überlegen, was zu tun sei? Nirgends und nie hätte ich so viel Abgeschiedenheit, um Für und Wider zu prüfen, besänftigt vom steten Streicheln der Wellen und schwerelos. Am besten geht es natürlich im Sommer, wenn man lange ins offene Gewässer hinausschwimmen kann. Ich bin aber auch schon dem Chlorbecken getröstet oder um eine Idee reicher entstiegen. In unserem Klima muss man sich zu helfen wissen.

Um auf die Kraniche, diese edlen Vögel, zurückzukommen: es gibt ungezählte Gedichte, die ich seither schwimmenderweise auswendig gelernt habe. Verse sind schön geformte, zur Ruhe gekommene Gedanken, und man darf sie, etwas vom Ufer entfernt, auch laut deklamieren. Es darf